



Eduard Krüger

* 25. 7. 1901 Hirsau † 27. 6. 1967 Schwäbisch Hall

Als Eduard Krüger geboren wurde, hatte wenige Wochen, ehe er das Licht der Welt erblickte, sein Vater die Augen geschlossen. Den Schutz des väterlichen Armes hat er nie beglückend erfahren. Dafür wuchs er unter der Obhut der Mutter zusammen mit einem älteren Bruder, der im ersten Weltkrieg fiel, heran in jenen glücklichen Jahren vor 1914. Wenn Eduard Krüger von jenen goldenen Jugendjahren mit ihren großen Eindrücken sprach, glühte eine innere Begeisterung auf. Der hochbegabte Junge durfte sich seine eigene Innenwelt aufbauen im Spiel und Traum. Aller schönen Künste fähig, durfte er sich frei entfalten, keine äußere Autorität zwang seinen Werdegang in bestimmte Bahnen; er selbst durfte den in ihm waltenden inneren Gesetzen gemäß sich entfalten.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß ein guter Stern über seinen ersten Lebensjahrzehnten waltete. Hochbegabt, originell, von Vitalität sprühend — so stieg er wie ein leuchtender Meteor auf. Er wird der Meisterschüler seines verehrten Lehrers Professor Bonatz. Als begnadeter Künstler wird er schon in jungen Jahren mit großen Aufgaben betraut. Schöpferisch geht er seine eigenen Wege in einer Zeit, wo die Architektur auf der Suche nach neuen Wegen ist. Er findet bald seinen eigenen Stil: Nicht die technische Beherrschung und Anwendung der neuen Baumaterialien, die zu einem Allerweltsstil führen kann, nicht nur das zweckge-

bundene Bauen, das zu einer den Nützlichkeiten verfallenen, seelenlosen Bauweise führen kann, entspricht seinem Wesen, sondern er ist der Heimat, dem Boden, dem Erdverbundenen verpflichtet. Wenn und wo er baut, ist das Werk in das Wesen der Landschaft hineinkomponiert, der er sich anschmiegt. Wer an einem nebeligen Novembertag das den Toten des Weltkriegs gewidmete Schliffkopfhäus betrachtet, empfindet die düstere Melodie in Natur und Kultur genauso wie der, der an einem sonnigen Vorsommernmorgen von der der Jugend gewidmeten Teck das Heitere, Himmelsoffene, als Ganzheit und Einheit dieses Werks verspürt. Und die Kuranlagen im heiteren Taubergrund entspannen die Seele genauso, wie das Kurhaus im Tannental des Schwarzwaldes den Menschen strengere Maße ahnen läßt. Eine sieghafte Lebensfreude quillt aus allen seinen Bauten, gleich ob es Festhallen, Schulen oder Rathäuser sind, ob es die mächtige Schwabenhalle auf dem Cannstatter Wasen oder ein Privathaus ist. Was er anfaßt, glückt ihm. Das dichterische Wort fließt genauso leicht aus seinem Griffel, wie sein Zeichenstift in gültige Form und Farbe die Gegenstände zu bannen versteht. In der Sprechweise des ästhetischen Griechentums ausgedrückt, konnte man von ihm als einem Lieb-ling der Götter sprechen.

Aber dann nimmt sein Leben eine Wendung, die man nur mit Stil und Ausdrucks- mittel der griechischen Tragödie kennzeichnen kann.

Anfang 1939 erleidet er einen schweren Unfall, der seine Gesundheit und Schaffens- kraft schwer anschlägt. Als Soldat in der Ukraine empfängt er eine schwere Kopfverletzung, die fortan seine so heitere Lebensmelodie mit dem schweren Unterton des Leidens durchsetzt.

Unverlöschlich ist mir noch jene erste Begegnung im Lazarett eingeprägt, da wir beide, von den Malen des Krieges gezeichnet, nach Jahren uns wieder begegneten. Zum Skelett abgemagert, die tief liegenden Augen starrten durch die Dinge hindurch wie in eine verborgene Ferne, ein Blick, wie ihn ein Riemenschneider in seinen unvergeßlichen Holzschnitzereien den Propheten und Sibyllen gab. Zu dem körperlichen Leiden trat ein unheilbarer Seelenschmerz. „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?“ Er, der wesenhaft zur Heimat, zum Volk gehörte, der in seiner Jugend das stolze Bild staufischer Reichsherrlichkeit in sich hineingesogen hatte, er steht vor den Trümmern des Reiches. Eine Saite war in ihm zerrissen.

Da kehrt er, körperlich und seelisch gleich schwer angeschlagen, vom Allgäu in die Heimat seiner Ahnen zurück. Während sich viele dem Genuß des Augenblicks oder dem Taumel einer wirtschaftswunderlichen Zeit hingaben, suchte er Kraft und Halt in den Werken des Vergangenen. Das war nicht billige Schwärmerei eines Romantikers, sondern das hell-sichtige Wissen, daß Reiche und Menschen nur gedeihen können aus den Seelenkräften, die sie schufen. Zwar war es nicht mehr das glückhafte Schaffen früherer Jahre — eine schwermütige Melodie zitterte in seinem Inneren —, aber mit dem Zeitgeist ringend, suchte er aus dem Erbe der Väter neuen Glanz in die Zukunft zu tragen. Er schuf die Bücher über Hall, in zahllosen Abhandlungen und Führungen sang er das Lied der Heimat. Und die Macht des Wortes stand ihm dabei genauso zur Verfügung wie die Gewandtheit des Zeichenstifts, mit dem er in herber und klarer, aber stets auch ge- lockerter Schwarzweißzeichnung die Kleinodien der Stadt einfig. Es ist wohl keine Kirche in unserer Stadt, der er nicht ein neues Geheimnis ablauschte und

die er nicht zu neuer Würde und Weihe erhob. Er verstand es, jedes Haus, jeden Winkel, ja oft jeden Stein zu neuem Glanz und Sprechen zu bringen. Was hat er uns und den Kommenden gegeben, wenn er z. B. die Kaiserempore in der Michaelskirche oder die Erhardskapelle auf der Korbung wiederentdeckte!

Wir alle wissen, daß er sich bei allen diesen Arbeiten in einen schweren seelischen Konflikt verstrickte. Dieser Minnesänger seiner Heimat empfand es oft so, als ob die so teuer und heiß Geliebte ihn spröde und abweisend behandelte. Aber die hier offenbar werdende Seelennot lag nicht nur bei seinen Partnern, sie lag auch in seinem eigenen Wesen mitbegründet. Er litt unter der Diskrepanz zwischen dem, was ihm das Leben verheißen und ihm nun nicht erfüllt hatte. Eine tiefe Unruhe und arbeitswütige Hast packte ihn zu Zeiten.

Das Leben von Eduard Krüger war eine extreme Existenz. Das weiß niemand mehr als seine Gattin und seine Freunde. In den letzten Jahren wurde Eduard Krüger oft müde und verdrossen.

Lassen Sie mich schließen mit zwei Schöpfungen, aus denen uns das Wesen seines begnadeten Schaffens so vernehmlich anspricht. Das eine steht ganz am Anfang seines Wirkens, und das andere erhebt sich nicht weit von hier, sozusagen mitten unter uns. Als in den zwanziger Jahren in Stuttgart das neue Bauen experimentiert wurde, war in einem verlassenen Steinbruch auf dem Kochenhof ein merkwürdiges Häuschen zu sehen. Eine Betonsäule trug eine Platte, auf der frei und heiter ein schmuckes Häuschen zu sehen war, nach allen Seiten offen, von allen Seiten her einsichtig. Aber dieses Häuschen hatte praktisch keinen Zugang, es stand mehr oder weniger auf sich selbst gestellt, zwischen Himmel und Erde wie eine Opfergabe schwebend, fern aller irdischer Nachbarschaft. Ich kannte damals Eduard Krüger noch nicht — er war der Erbauer dieser originellen, fast schrulligen Idee. Aber rückblickend will es mir scheinen, hat er sich in diesem längst entschwundenen, vergänglichen Gebilde uns dargestellt. Dem Boden der Heimat verhaftet, doch in merkwürdiger Erdenfreiheit schwebend, ganz in sich selbst ruhend als großer Einsamer, in Distanz zum Alltäglichen und schwer zugänglich — dabei heiter und offen wie jenes schlichte und flüchtig vergängliche Werk seiner überschwelenden Jugend. Und das andere ist droben der Turm auf dem Einkorn. Ich kann ihn nie ohne tiefe Bewegung betrachten oder besteigen. Da fährt das Bauwerk trotzig und steil bis über die Wipfel der Bäume hinaus, verharrt einen Augenblick, wie eine Faust gen Himmel gereckt. Und dann bleibt das Auge an dem Türmchen haften. Ist es eine schrullige Arabeske, ein echt Krügerischer Schnörkel zu einer allzu sachlichen Linie? Oder ist es nicht etwas anderes? — Es ist, als ob sich die Faust öffnete, und aus der harten Trotzgebärde hebt sich zaghaft und schüchtern ein Fingerchen, das zum Himmel weist.

Aus der Gedenkrede von Georg Schneider